

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 38 (1958-1959)
Heft: 12

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜCHER-RUNDSCHAU

Carl J. Burckhardts «Bildnisse»

(S. Fischer Verlag 1958)

Wer nur einen flüchtigen Blick auf das Inhaltsverzeichnis von Carl J. Burckhardts neuem Buch, der Sammlung von «Bildnissen», wirft, wird finden, daß hier sehr Verschiedenartiges, vielleicht sogar Unvereinbares aus Zufall zusammengeraut sei. Shakespeare, Schiller und Grillparzer stehen neben Voltaire, Tocqueville und Somary, Goethe, Claudel und Karl V. neben Rychner, Schröder und Kaßner. Carl J. Burckhardt ist aber der Mann — und unter den Lebenden deutscher Sprache, soweit wir sehen, der einzige — der es wagen darf, aus solchen Teilen ein überzeugendes Ganzes zu schaffen. Politisches und künstlerisches Verstehen hat er nie getrennt. Der Staatsmann bedeutet ihm wie der Dichter eine menschliche Offenbarung. Auch der Gegenwart grundsätzlich anders zu begegnen als der Vergangenheit, sieht er sich nicht genötigt. Wenn der im Geschehen des Tages Befangene und von Furcht und Hoffnung Beirte das Nächste, sei es im Guten, sei es im Bösen, nur allzu leicht überschätzt und als einzigartig und unerhört ausgibt, hält Carl J. Burckhardt die Aussicht frei und setzt mit großer Gelassenheit zu einer Besinnung an, die Neues am Alten, Altes am Neuen mißt. Einzuordnen ist sein Amt. Er ordnet alles Einzelne ein in einen Zusammenhang, für den es nur den Namen «Europa» gibt, in jene «dreitausend Jahre» also, von denen Rechenschaft abzulegen sich jeder schuldig ist, der nicht «unerfahren im Dunkel bleiben» will. Da spielen denn auch Begriffe wie «groß» und «klein» nur eine beiläufige Rolle. Eine Erscheinung, von der wir schon heute zu wissen glauben, daß ihr Ruhm den

Wandel der Zeit nicht überleben wird, kann, sofern sie nur rein und echt ist, das unvergängliche Leben spiegeln. Und eine Gestalt, die in der Geschichte so glanzvoll auftritt, daß sie die herrlichsten Ahnen zu überstrahlen scheint, kann sich als nichtig oder als Vorspiel verhängnisvollen Geschehens erweisen. Es ziemt sich jedoch, das Gültige zu bewahren und ihm beizustehen. Dies geschieht schon in Carl J. Burckhardts unnachahmlicher Diktion, der Sprache, die uns manchmal an die Prosa Hofmannsthals erinnert, doch mehr an ihren Sinn als an irgendwelche stilistische Eigenheiten, und die — man sieht nicht, wie es gemacht wird — die Dinge als ein weiches, dunkles Element in ihrer schützenden Tiefe aufzunehmen vermag. Sie fühlen sich in ihr geborgen und stellen sich ungezwungen dar, wie wenn sie ohne Zeugen wären. Und eben deshalb teilen sie sich dem Leser, der in die Stille eintritt, mit rätselhafter Eindringlichkeit mit. Nie werden starke Akzente gesetzt, und nirgends ist eine Anstrengung sichtbar. Dieser Autor ist durchdrungen von der leider so unzeitgemäßen, aber durch ungezählte Meisterwerke bestätigten Anmerkung Lichtenbergs:

«Man muß keinem Werk, hauptsächlich keiner Schrift die Mühe ansehen, die sie gekostet hat. Ein Schriftsteller, der noch von der Nachwelt gelesen sein will, muß es sich nicht verdrießen lassen, Winke zu ganzen Büchern, Gedanken zu Disputationen in irgend einen Winkel eines Kapitels hinzuwerfen, daß man glauben muß, er habe sie zu Tausenden wegzuwerfen.»

Solche Winke zu ganzen Büchern, Gedanken zu Disputationen begegnen uns auf

Schritt und Tritt. Voltaires Sinn für menschliche Größe werden «trockene, klare, unbedingte Umrisse» nachgerühmt. Von Goethe wird gesagt, er habe sich «der *conditio humana* ohne metaphysischen Aufruhr und mit Dankbarkeit unterzogen». Das Prädikat «Nothelfer» feilt das Werk und die Persönlichkeit Schillers gegen Mißbrauch ebenso wie gegen ahnungslose Kritik. Das Tragische bei Grillparzer trifft die Formel «Folge verletzter Scheu»; die Atmosphäre seiner Dramen umschreiben die wohlherwogenen Worte:

«Über allen dramatischen Dichtungen Grillparzers liegt ein gedankenvolles, gerade durch den seltsamen Reiz der Kargheit bedingtes, bezauberndes, scheues Licht eines hellen, aber bedeckten Himmels.»

Und zu einer Betrachtung, die so bald nicht an ein Ende käme, sind wir auszuholen geneigt, wenn in der Rede über Thornton Wilder — mit einem Seitenblick auf gewisse amerikanische Zeitgenossen — nebenbei vom «Gefängnis der Psychologie» die Rede ist. Was heißt das? Burckhardt hat einmal erklärt, wenn er gezwungen wäre, der psychanalytischen Forschung Glauben zu schenken, käme es ihm langweilig vor zu träumen. Wo Psychologie allmächtig ist, da bleibt der Mensch mit sich allein und muß sich mit einem leeren Gefühl als Schöpfer dessen ansehen, was er früher in Demut empfing.

Demut aber, oder, um allen weichlichen Beigeschmack auszuschließen, Ehrfurcht bedeutet die Chiffre, die auf jedem Bildnis dieses Buches als Burckhardts Meisterzeichen steht. Die Gedanken über Karl V. kreisen um das Problem, daß selbst die größte Begabung eines der alten Ordnung verpflichteten Geistes nichts gegen die Anarchie und die Zerrüttung des politischen Lebens vermag, wenn der Kairos vorbei ist und eine neue Zeit anhebt:

«Immer kämpft Karl für die Erhaltung dieser ausgleichenden Werte, immer wieder unternimmt er es, die Christenheit mitzureißen zum gemeinsamen, bindenden Plan.

Nie scheint er diesem Ziel näher zu sein als im Sommer 1535. Überall hat er erfolgreich durchgegriffen, Widerstände beseitigt, Rebellen in ihre Schranken zurückgewiesen, mächtige Feinde sind besiegt worden, haben Eide geschworen, haben sie wieder gebrochen — rastlos ist der Kaiser auf den weiten Schauplätzen seiner Taten hin und her gefahren, immer wieder um den Gewinn seiner Siege betrogen.»

Der Kummer, der das Antlitz des Kaisers auf Tizians Münchner Bild beschattet, scheint zum heroischen Gleichnis eines tief persönlichen Wissens zu werden.

«Zu Goethes Gerechtigkeit» ist die kurze, gewichtige Rede überschrieben, die von dem «ungeheuren Respekt», der «Scheu aus Liebe» handelt, die das kaum übersehbare Werk und das einzigartige Leben des Größten bestimmen. Unter den Zeitgenossen ragen Gestalten wie Max Rychner, R. A. Schröder und Thornton Wilder hervor — Max Rychner, über den gesagt wird:

«Unter den Deutschen, die er in seinem Werk einbezieht, sind nur wenige, die nicht dem Gesetz nachgelebt haben, das man im Mittelalter ‚*ordo amoris*‘ nannte. Es ist dieses Gesetz, nach welchem er selbst zu wirken nicht aufgehört hat —.»

R. A. Schröder, dessen Verdienst es ist, im freiesten, großzügigsten Sinne Erbe zu sein — Thornton Wilder, von dem es heißt:

«Wilders Dichtung ist eine Antwort auf alle Anklagen, sie ist endlich wieder einmal *keine* Dichtung des Ärgernisses und des Aufruhrs, sie ist ein Werk nachdenklichen Trostes.»

Eine Folge solcher Bildnisse beweist schon durch ihr bloßes Dasein, durch ihren mit der vornehmsten Unauffälligkeit dargebotenen Reichtum, wie weit ein dankbar Empfangender, ein die Überlieferung ehrender Geist dem trotzigen überlegen ist, der ganz von vorn zu beginnen meint und, mit Goethe zu reden, nur ein Original ist, weil er nichts weiß. Vom jenseitigen Ufer betrachtet, sieht das freilich anders aus:

«Es ist eine Regel, daß diejenigen, die

sich an das Wesentliche halten, ihren Zeitgenossen oft als unzeitgemäß, als kalt, selbstsüchtig und begeisterungsunfähig erscheinen.»

Das Leiden, das dieser Irrtum einem hochgesinnten Menschen bereitet, ist in das ganze Buch verwebt, verschwiegen mehr als ausgesprochen, doch fast auf jeder Seite fühlbar. Und einmal, wo es sich freilich nicht um Verkennung, sondern um Mißgunst, um Feindschaft, das Radikale-Böse handelt, bricht es zum Erschrecken hervor: in der Studie über Shakespeares Jago, die eine so schmerzliche Einsicht bekundet, daß der Leser, der nur eine literarische Belehrung erwartet hat, zunächst bestürzt zurückfährt und ein zweites Mal, zu einem gefährlicheren Strauß gewappnet, ansetzen muß. Gerade hier wird dann aber auch deutlich, wie unangebracht die Frage nach literaturwissenschaftlicher Richtigkeit wäre. Man mag die

Bosheit Jagos in der abgründigsten Weise verstanden, Othellos Charakter dagegen verzeichnet finden. Es geht nicht darum, sondern um das belebende Zeugnis der Begegnung eines bedeutenden Zeitgenossen mit den Möglichkeiten des Menschen, die in der Geschichte aufbewahrt sind. Von einer solchen Begegnung gilt, was Schelling einmal so ausgedrückt hat:

«Es gibt zwar einen geistreichen, aber keinen seelenvollen Irrtum.»

Carl J. Burckhardt gerät keinen Augenblick in die Versuchung, auf eine vom Irrtum gefährdete Weise «geistreich» zu sein, weil ihm die Organe der seelenvollen Verständigung beschieden sind und einzig jener Geist der Pflege und der Achtung würdig scheint, der noch «des Lebens Leben» ist und auf dem Grunde der Liebe beruht.

Emil Staiger

Die internationale Politik 1955

Jedermann, der sich mit der Geschichte der jüngsten Vergangenheit und dem politischen Geschehen der Gegenwart beschäftigt hat, kennt und schätzt die «Surveys of International Affairs», die seit 1923 jährlich erscheinen und die politischen Ereignisse der Welt chronologisch und detailliert, aber gleichzeitig in gewissen, sich durch die Hauptprobleme aufdrängende Einzelkapitel geordnet, darstellen. In Deutschland hat bisher etwas Entsprechendes gefehlt, obschon Keesings Archiv der Gegenwart und das Europa-Archiv als außerordentlich nützliche und bewährte Hilfsmittel zur Verfügung stehen. Die «Deutsche Gesellschaft für Auswärtige Politik» hat nun die Herausgabe von eigentlichen Jahrbüchern übernommen, die jedoch nicht eine chronologische Repetition des voraufgegangenen Jahres, sondern eigentliche Darstellungen der weltpolitischen Ereignisse und Probleme bieten sollen. Ein Institut mit einer Reihe qualifizierter Mitarbeiter steht

zur Verfügung und verspricht Kontinuität. Der kürzlich erschienene erste Band «1955» macht einen ausgezeichneten Eindruck: umfassende Aufarbeitung des heute vorhandenen Materials (offizielle Dokumente und die repräsentativen Zeitungen wie New York Times, Times, Manchester Guardian, Le Monde, Frankfurter Allgemeine und Neue Zürcher Zeitung bilden naturgemäß den Grundstock der Information), sorgfältige Gewichtsverteilung, Koordination der Kapitel, Zurückhaltung und dennoch Klarheit im Urteil¹. Quellenangaben, eine ausführli-

¹ Die internationale Politik 1955, eine Einführung in das Geschehen der Gegenwart. Hg. von Arnold Bergsträßer und Wilhelm Cornides, unter Mitwirkung von Walter Hofer und Hans Rothfels. Jahrbücher des Forschungsinstituts der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik. 7 Karten. Verlag R. Oldenburg, München 1958.

che Chronologie und eine wertvolle Bibliographie sind dem Bande beigegeben. Die Darstellung setzt ein im Herbst 1954 mit dem Scheitern der EVG und den Pariser Verträgen, dem russisch-chinesischen Abkommen und der Formosakrise und führt dann bis Ende 1955. Da es sich um den ersten Band einer Reihe handelt, mußte immer wieder zurückgegangen werden auf die Jahre seit 1945, doch ist dadurch der Überblick nicht geschmälert, sondern vertieft und vervollständigt worden. Der nächste Band soll die Jahre 1956/57 umfassen.

Der Freiburger Soziologe Bergstäber bietet eine Einleitung über «die politische Dynamik der Gegenwart», in der er die neue Weltsituation, die sich als «labiles Gleichgewicht eines bipolaren Machtverhältnisses» bestimmen läßt, analysiert, auf die neuartige Durchdringung von Gesellschaftsstruktur und Außenpolitik hinweist und gleichzeitig eindringlich die Grundstrukturen der beiden politisch-wirtschaftlich-ideologischen Welt-systeme erörtert. Neben dem Sowjetsystem und den westlichen Kulturen treten als dritter Kreis die sogenannten Entwicklungsländer im asiatisch-afrikanischen Raum auf, die immer mehr in die Weltpolitik einbezogen werden. Sie bilden zwar keinen geschlossenen Machtblock, werden aber um so mehr ihren Einfluß auf das Weltgleichgewicht ausüben. Die Bandung-Konferenz 1955 mit ihren vielfältigen Folgen (Mitgliederaufnahme und Gewichtsverlagerung in der UNO, wirtschaftlich-politische Werbung um diese Länder und anderes) hat dies deutlich gemacht.

In einem ersten größeren Abschnitt werden die Probleme der USA seit dem Regierungsantritt Eisenhowers dargestellt: die Diskussion innerhalb der republikanischen Partei, Bestrebungen zu einer überparteilichen Außenpolitik, New-Look-Strategie, Auswirkungen auf die verschiedenen Problemkreise der Weltpolitik. Lateinamerika mit guten Hinweisen auf die innenpolitischen und wirtschaftlichen Strukturen und ein kurzer Abschnitt über Kanada fügen sich an. Im Abschnitt über Westeuropa werden die

Probleme der einzelnen Staaten skizziert und besonderes Gewicht auf die europäischen Organisationen gelegt. Mit den Pariser Verträgen fand die lange Diskussion um die EVG ihren Abschluß, und die Bundesrepublik wird in die NATO aufgenommen. Schien die Europa-Bewegung vorerst einen Rückschlag erlitten zu haben, so zeichnete sich in der Konferenz von Messina eine «Relance européenne» ab. Nach einem Beitrag über das «geteilte Deutschland» und die neue Situation in der Frage der Wiedervereinigung folgt eine Darstellung der Sowjetunion nach Stalins Tod. Es schließen sich an Abschnitte über den Fernen Osten und Afrika. Sorgfältig und eingehend werden die einzelnen Staaten behandelt, mit dem Schwergewicht naturgemäß auf ihrer außenpolitischen Stellungnahme und dem Verhältnis zu den alten Kolonialmächten, aber auch innenpolitisch-wirtschaftlich-sozial. Soziologisch etwa wird die Auflösung dörflich-bäuerlicher Gesellschaften und ihre Konfrontation mit der industriell-städtischen Gesellschaft in den Mittelpunkt gestellt. Ausführlich wird aber auch z. B. auf das religiös fundierte politische Denken Indiens hingewiesen. Wir erhalten so einen ausgezeichneten Überblick und Einblick in die heutige Situation der verschiedenen Gebiete Asiens und Afrikas.

In einem Schlußteil aus der Feder von Cornides werden die Wandlungen der Weltpolitik im Jahre 1955 erörtert. Bestrebungen haben bestanden, aus der Periode des «Kalten Krieges» herauszukommen und im Zeichen der Koexistenz einen Modus vivendi zu finden. Die verschiedenen Begriffe von Koexistenz werden dabei deutlich auseinandergehalten: gebraucht ihn Moskau innerhalb seines ideologischen Schemas als Mittel zur Machtkonsolidierung oder Machtausweitung, verwendet ihn der Westen mehr im Sinne des Status quo, so ist er bei Indien getragen von den Grundsätzen des Panch Shila, als eigentlicher Ansatz zu einem wirklichen Frieden. Das Jahr 1955 brachte mit dem «Einfrieren» der Formosafrage, den

aktuell werdenden Abrüstungsverhandlungen, der Diskussion um Atomfragen, vor allem aber mit der Konferenz von Genf eine gewisse Entspannung, aber keineswegs eine eigentliche Friedensatmosphäre. Die Deutschlandfrage, aber auch die Teilungsprobleme Koreas und Indochinas traten in den Hintergrund — im Zeichen einer Tendenz zum Status quo —, während die wachsende Bedeutung, die den Entwicklungsländern zukommt, eine gewisse «Depolarisierung» enthielt. Allerdings wiesen die ungelösten Probleme im Mittleren Osten bereits auf die Suez-Krise hin.

Die Autoren hatten bei diesem ersten

Band den Vorteil, bereits aus einer bestimmten Distanz schreiben und urteilen zu können. Alles spricht jedoch dafür, daß das hohe Niveau und das ausgewogene Urteil auch weiterhin eingehalten werden können. Stellenweise wird man sich kürzer fassen müssen, und vor allem sollte der Stil möglichst einfach gehalten werden; die von der Kultursoziologie beeinflusste Schreibweise darf nicht dazu verleiten, Dinge komplizierter erscheinen zu lassen als sie sind und dem Leser die Aufnahme des so reichlich Gebotenen zu erschweren.

Rudolf von Albertini

Schweizer Beiträge zur Allgemeinen Geschichte

Die Schweizer Beiträge brauchen an dieser Stelle keine weitere Einführung, sind sie doch schon längst aus einem ersten kühnen Versuch *Werner Näfs* zu einer nicht mehr wegzudenkenden Veröffentlichung geworden¹. Der Anreger des Unternehmens hat damit die Bereitschaft der Schweiz, zu den allgemeinen Themen der Geschichtswissenschaft ihren Beitrag zu leisten, erwiesen. Es war eine Zielsetzung, die neben den Aufgaben der zahlreichen historischen Zeitschriften der Schweiz, die sich in erster Linie der Landesgeschichte widmen, eine Notwendigkeit ist. Damit soll nicht gesagt sein, daß schweizergeschichtliche Themen aus dem Bereich der Beiträge verbannt seien, aber sie wollen nicht in erster Linie von der

Lokalgeschichte ausgehen, sondern die Gestalten und Probleme in das allgemeine Geschehen einordnen. Wir betrachten es als einen Vorzug der Beiträge, daß sie in Form eines Jahrbuches erscheinen und nicht in Einzellieferungen zerfallen, und daß damit die Möglichkeit einer gewissen Gestaltung des Bandes gegeben ist. Auch in diesem Bereich erscheint Näf als der spiritus rector, als der anregende Geist, der die Mitarbeiter zu einer Aussprache über ein bestimmtes Thema aufzurufen versteht. Denn die mehrfach wiederkehrenden Arbeiten zur Geschichte der ständischen Staatsorganisation, die Untersuchungen zur Staatsform des 18. Jahrhunderts, die Arbeiten zum deutschen Humanismus oder die Studien zur mittelalterlichen Hagiographie zeugen von diesem gestalten Willen. Die Rechtsgeschichte und die historischen Hilfswissenschaften, die wir richtiger als historische Grundwissenschaften bezeichnen sollten, haben ihre sachkundigen Betreuer, und es ist erfreulich, daß jüngere Forscher, die sich der Papyrologie und dem Studium der Tironischen Noten widmen, zu Worte kommen. Unter dem Titel von *Miszellen* erscheint eine Fülle von kleineren Studien und Untersuchungen. Der Bespre-

¹ Schweizer Beiträge zur Allgemeinen Geschichte. Herausgegeben von Werner Näf und Ernst Walder. Band 14, 1956; Band 15, 1957. Verlag Herbert Lang & Cie., Bern. — Im Märzheft 1954, S. 756, findet sich der Hinweis auf die früheren Besprechungen der Bände I—VIII, im gleichen Hefte gelangten die Hefte IX und X zur Besprechung; die Anzeige der Bände XI, XII und XIII erfolgte in der Julinummer 1956.

chungsteil im üblichen Rahmen — eine unerläßliche Aufgabe der geschichtswissenschaftlichen Zeitschriften — ist den bereits bestehenden schweizerischen Organen überlassen worden und an dessen Stelle bieten die Beiträge Forschungsberichte und Hinweise auf wissenschaftliche Unternehmungen, aber auch hier immer mit einer gewissen Zielsetzung. Im Laufe der Zeit hat sich ein Mitarbeiterstab herangebildet, zu dem sich immer wieder neue Namen gesellen; die Beteiligung von Autoren des Auslandes reicht nach Deutschland, Frankreich, Belgien, England, Spanien, Italien, Österreich und Amerika. Näf selbst hat jedem Jahrgang durch eigene Arbeiten den Stempel seines Wesens aufzuprägen gewußt. Die hier dargelegte Charakteristik der Schweizer Beiträge findet auch in den Jahrgängen 1956 und 1957 ihre Bestätigung. Wir greifen einen Teil des Inhaltes heraus.

Josef Deér (Bern) spricht sich in einem weite Perspektiven eröffnenden Aufsatz über die Vorrechte des Kaisers in Rom (772—800) aus. Er setzt damit seine schon vor Jahren begonnene Mitarbeiterschaft fort, die ihm als einem Forscher von europäischem Rang stets die größte Aufmerksamkeit sicherten. Deér kann sich der Meinung Percy E. Schramms nicht anschließen, daß die einstmals dem byzantinischen Kaiser in Rom zukommenden Rechte schon vor dem Jahre 800 auf Karl den Großen übertragen worden seien; sie sind vielmehr in einer Übergangszeit von den Päpsten selbst in Anspruch genommen und erst infolge des Attentates auf Leo III. 799 dem fränkischen König als Schutzherrn übertragen und dieser damit zum Kaiser ausgerufen worden.

In die Zeit des Hochmittelalters führt die Arbeit von Iso Müller (Disentis) über die Vita des bündnerischen Heiligen Lucius, mit deren Kritik ein Thema der karolingischen Hagiographie angeschnitten wird.

Seit Jahren hat Näf in seinen Beiträgen immer wieder das Thema der Herrschaftsverträge des Spätmittelalters aufgegriffen und es selbst untersucht oder von besonderen

Kennern vom Standpunkte ihres Landes aus bearbeiten lassen. Es ist ihm gelungen, englische, belgische, ungarische, französische, italienische und deutsche Historiker für dieses Gespräch zu gewinnen und den Bogen vom 13. bis zum 16. Jahrhundert zu schlagen. Vor allem aber sind diese Studien eine Verbindung zu der «Commission internationale pour l'histoire des Assemblées d'états». Über die Entwicklung dieser Kommission in den Jahren 1936 bis 1956 berichtet Emile Lousse (Louvain), während Miß Helen Cam (Sevenoaks, England), die Vorsitzende dieser Kommission, der Entwicklung der englischen Freiheiten im Mittelalter nachgeht. Die Bedeutung, die der französische Jurist Jean Bodin in seinem berühmten Werke *De republica libri sex* von 1576 den Ständeversammlungen beimaß, erörtert Antonio Marangiu (Pisa); und Emile Appolis (Montpellier) schildert die aus der Feudalzeit stammenden und heute noch bestehenden Ständeversammlungen in der Pyrenäenrepublik Andorra. Es ist vorgesehen, in den Schweizer Beiträgen weitere Arbeiten zu den Herrschaftsverträgen, zu dem eigentümlichen Dualismus von fürstlicher Herrschaft einerseits und landständischer Verfassung andererseits zu veröffentlichen. Schon jetzt zeichnet sich das fruchtbare Ergebnis darin ab, daß die Verträge von Land zu Land verschieden sind, daß sich aber aus ihnen eine vertiefte Einsicht in die Entstehung des Staates der frühen Neuzeit gewinnen läßt.

Zum Thema des aufgeklärten Absolutismus steuert Ernst Walder (Bern) zwei Untersuchungen bei, indem er den Zusammenhängen mit der Revolution und mit dem Staate nachgeht. Der schweizerischen Neutralität und ihrem Gehalt am Ende des 18. Jahrhunderts sind die Arbeiten von Carl Wegelin (St. Gallen) und Werner Näf (Bern) gewidmet. Wir folgen den Gedankengängen des St.-Gallers Müller-Friedberg in der Abwehr gegen die von Deutschland aus behauptete Fortdauer von Reichslehen in der Schweiz, und wir erhalten eine wertvolle Analyse eines Traktates des jüngeren David von

Wyß aus Zürich, in welchem die unbedingte Neutralität im Krieg der Mächte gegen Frankreich 1793/94 als die einzig richtige Haltung der Schweiz postuliert wird. Dem 18. Jahrhundert sind zwei weitere Arbeiten gewidmet. Max Silberschmidt (Zürich) deutet in einem geistreichen Überblick das politische Weltbild der Briten, er sieht in Großbritannien den Vermittler, durch den der europäische Kontinent «mit der Welt der nichteuropäischen Kulturen» in Beziehung getreten ist, er stellt dar, wie sich der Übergang vom Ancien régime zum bürgerlichen Zeitalter in England ohne größere innere Erschütterungen vollzog, ganz im Gegensatz zu Frankreich, und wie sich die großen Wandlungen vom Kolonialreich zum Commonwealth vollzogen haben. Seinen früheren Studien zu Johannes von Müller fügt Edgar Bonjour (Basel) die Schilderung des Aufenthaltes des jungen Schaffhausers in Genf bei, er zeigt uns dessen «Hinauswachsen über die aufklärerische Normalgesinnung, wie sie Genf ihm bot», einen geistigen Prozeß, den Müller in seinen autobiographischen Aufzeichnungen kaum berührt. Bonjour stützt sich auf einen umfangreichen brieflichen Nachlaß, der zum größten Teil noch der Veröffentlichung harret. Wir erleben, wie Müller während seines sechsjährigen Genfer Aufenthaltes sich mit der Geisteswelt Frankreichs vertraut machte, wie er in Charles Bonnet einen wohlwollenden, überlegenen Freund fand, und wie er sich in die Welt Montesquieus vertiefte.

Neuland erschließt die Untersuchung über die hohen Schulen der reformierten Schweiz im 18. Jahrhundert von Ulrich Im Hof (Bern). Wir erhalten zum ersten Male vergleichende Angaben über die Zahl und die Umschreibung der Lehrgebiete der Professoren dieser Schulen, unter denen Basel als einzige Universität anzusprechen ist, wobei aber auch die anderen Kollegien und Akademien allmählich den rein theologischen Rahmen sprengten und Naturwissenschaft, Medizin, Rechtswissenschaft und Geschichte in ihren Bereich aufnahmen.

Im Jahre 1957 hatten wir die Vollendung von Näfs großem Werk über Vadian und seine Stadt St. Gallen erlebt. Auch die Schweizer Beiträge führen in das Forschungsgebiet des deutschen Humanismus. Näf macht uns mit dem aus Passau stammenden Philipp Gundel, dem Vertreter und Nachfolger Vadians in der Wiener Professur (1518) bekannt, der die Lehrgebiete von Poetik und Rhetorik übernahm, später aber ganz zur rechtswissenschaftlichen Fakultät überging. Hans Rupprich (Wien) veröffentlicht eine grundlegende Arbeit über Willibald Pirckheimer. Es sind Studien über den Nürnberger Humanisten, die auf der Auswertung des schriftlichen Nachlasses, der Bibliothek und der vor kurzem erst angetriebenen Briefausgabe beruhen. Wenn in den bisherigen Lebensbildern Pirckheimers die diplomatische, militärische und die historiographische Tätigkeit im Vordergrund gestanden hatte, will Rupprich die Arbeiten auf dem Gebiete der Übersetzungen aus dem Griechischen ins Lateinische und ins Deutsche und der Edition alter Texte stärker berücksichtigen, und es ist ihm ein Anliegen, den universellen Bildungskreis Pirckheimers und seine Ausstrahlung auf andere Menschen zu betonen. Hans Barth (Zürich), der zu den regelmäßigen Mitarbeitern der Schweizer Beiträge gehört, zeigt in der Gegenüberstellung von Auguste Comte und Joseph de Maistre, daß der Begründer des Positivismus einen erheblichen Teil seiner Philosophie den Schriften de Maistres entnommen hat, vor allem dem 1819 erschienenen Buche *Du Pape*, in welchem eine Begründung für die Bewegung der Restauration gegeben war.

In den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg ist namentlich in Deutschland von führenden Historikern das Versagen der Geschichtswissenschaft in der Erarbeitung eines Vergangenen, Gegenwart und Zukunft umfassenden Geschichtsbildes festgestellt worden. Othmar F. Anderle (Mainz) vertieft sich in das Integrationsproblem in der Geschichtswissenschaft und postuliert eine allgemeine Geschichtsbetrachtung. Sei-

ne Ergebnisse gehen dahin, «daß die Lösung des historiographischen Integrationsproblems in der Anwendung der ganzheitstheoretischen Betrachtungsweise auf die Geschichte gesehen» werden muß. — Der Beitrag von Gerold Walser (Bern) zur neueren Forschung über Alexander den Großen ist ein Rechenschaftsbericht von universellem Ausmaß.

Konnte auch nur eine gedrängte Auswahl des in den beiden Bänden enthaltenen Stoffes zur Sprache gebracht werden, so gibt sie doch eine Vorstellung von dem ganz besonderen Charakter der Schweizer Beiträge zur Allgemeinen Geschichte, die den Leser zur selbständigen Lektüre anregen möchte.

Anton Largiadèr

Neues über Jonathan Swift

Jonathan Swift, der Dichter von «Gullivers Reisen», gehört zu jenen Gestalten in der englischen Literaturgeschichte, deren rätselhafte und schwer durchschaubare Persönlichkeit immer wieder aufs neue Biographen, Dichter und Gelehrte gefesselt und herausgefordert hat. Sir Walter Scott, John Middleton Murry, George Orwell und Virginia Woolf waren die bekanntesten Autoren, welche sich um die Deutung dieses einzigartigen Charakters bemüht haben, doch bilden ihre Beiträge nur einen Teil der langen Liste von Werken und Aufsätzen, die seit Swifts Tod über ihn erschienen sind. In einer kürzlich dem Buchhandel übergebenen Veröffentlichung liegt nun ein schmales Bändchen vor, betitelt *The Personality of Jonathan Swift*, in dem *Irvin Ehrenpreis*, Professor an der Universität von Indiana, die Ergebnisse seiner sich über zehn Jahre erstreckenden Arbeit auf dem Gebiete der Swiftforschung darlegt¹. Obschon einzelne Kapitel recht sensationelle Überschriften tragen (Women; Obscenity; Madness), bleibt seine zur Hauptsache korrektive Argumentation einer sympathischen Sachlichkeit verpflichtet. Im Abschnitt über Swifts vielgerügte Obszönität wird gezeigt, daß sein grausam-ironisches Gedicht «A Beautiful Young Nymph Going to Bed» (zu dessen Lektüre Aldous Huxley dem empfindlicheren Leser ein Fläschchen Riechsals

empfohlen hatte), historisch betrachtet in einer von der Antike bis zu Dickens reichenden Überlieferung verankert ist. In dieser Sicht bewahrt das Gedicht zwar seine abstoßende Schauerlichkeit, doch ist es unstatthaft, sie als Beweis für Swifts moralische Morbidität zu werten. Was zu schockieren vermag ist nicht der Dichter, sondern die Tradition. Die Kindersprache oder «little language», deren sich Swift in seiner Korrespondenz mit Esther Johnson gelegentlich zu bedienen pflegte, eine Gewohnheit, die von Virginia Woolf als emotionelle Entspannung, als Flucht aus den beengenden Fesseln der Routine des Gesellschaftslebens gedeutet worden ist, erfährt eine exakte Strukturanalyse. Es ergibt sich dabei die Unhaltbarkeit der von Emile Pons in den *Etudes Anglaises* 1937 erhobenen These, daß das Wort «rife», z. B. in einem Satz wie «... who roves MD bettle zan his Rife», «wife» bedeute, und daß demzufolge Esther Johnson Swifts Gattin gewesen sein müsse. Ein «w» ist von Swift in seinem nach lautlichen Gesichtspunkten gebildeten orthographischen System nie durch ein «r» ersetzt worden, wohl aber steht «r» in den meisten Fällen für «l» (roves: loves; rife: life). Swifts Korrespondenz sowie seine historischen Schriften untersucht Ehrenpreis im Hinblick auf ihre Verlässlichkeit, haben doch bedeutende Historiker wie J. H. Plumb, Robert Walcott und Winston Churchill von Swifts literarischem Nachlaß als Quellenmaterial Gebrauch

¹ Irving Ehrenpreis: *The Personality of Jonathan Swift*. Methuen 1958.

gemacht. Swift, der eine Vorliebe für praktische Psychologie und Intrige besaß und dafür hielt, daß Politik und öffentliches Leben größtenteils von privaten Abmachungen gelenkt würden, fiel wiederholt absichtlich verfälschten Informationen zum Opfer. In einer Reihe von Beispielen deckt Ehrenpreis die Ursprünge solcher Fehlerquellen auf, ohne jedoch die große Bedeutung von Swifts Aufzeichnungen als zeitgenössische Dokumente in Frage zu stellen. Bemerkenswerte Beiträge liefert das Buch für die Interpretation von «Gullivers Reisen». Gullivers Erlebnisse in Lilliput erscheinen als Allegorie von Bolingbrokes politischen Abenteuern. Der Riesenkönig von Brobdingnag zeigt erstaunliche Ähnlichkeit mit Swifts großmütigem Gönner, Sir William Temple, und die von «Musik, Mathematik und abstrakten Spekulationen» besessenen Bewohner der fliegenden Insel Laputa weisen weitgehende Parallelen mit dem Charakter des irischen Geistlichen Thomas Sheridan auf, der zu Swifts Freundeskreis gehörte. Das interessanteste Ergebnis ist vielleicht die Erkenntnis, daß der allgemein als Swifts Ideal der menschlichen Gesellschaft betrachtete Pferdestaat der Houyhnhmns als Darstellung eines falschen Ideals zu gelten hat, da Swift, der überzeugte Anglikaner, eine deistisch-rationalistische Gesellschaftsordnung, die das Element der göttlichen Offenbarung ignoriert, wiederholt, so beispielsweise auch in seinen Predigten, abgelehnt hatte. Die traditionelle Ansicht, daß der Dichter im hohen Alter von einer Geisteskrankheit befallen worden sei, widerlegt Ehrenpreis, gestützt auf die Untersuchungen des hervorragenden englischen Neurologen W. R. Brain. Auf Grund der überlieferten Symptome kann heute mit Sicherheit gesagt werden, daß es sich bei Swift um wohlbekannte, durch zerebrale Arteriosklerose hervorgerufene Alterserscheinungen handelte, die seine Zeitgenossen natürlicherweise als Geistesgestörtheit deuten mußten.

Das populärste Swift-Problem, welches jedem Leser seiner Werke bekannt sein dürf-

te, bildet das verwirrende Verhältnis des Dichters zu Esther Johnson und Esther Vanhomrigh. Ehrenpreis findet dafür eine einleuchtende psychologische Erklärung. Swift kam acht Monate nach dem Tode seines Vaters zur Welt. Er war kaum zwei Jahre alt, als ihn seine Amme nach England entführte, und erst in seinem siebenten Lebensjahr wurde er wieder nach Irland zurückgebracht, doch hatte sich damals seine Mutter zusammen mit seiner älteren Schwester schon nach Leicester, ihrer Heimatstadt, zurückgezogen. Swift verbrachte so eine vater- und mutterlose Jugend ohne Geschwister. Mit achtundzwanzig Jahren hegte er zum ersten Male ernsthafte Heiratspläne. Während längerer Zeit stand er mit Jane Waring, einer jungen, kränklichen und unbegüterten Halbwaise in Briefwechsel. Jane lehnte im Hinblick auf Swifts armseliges Einkommen eine Heirat vorderhand ab. Vier Jahre später, er hatte unterdessen die Stelle eines Präbendars an der St.-Patrick-Kathedrale in Dublin erhalten, ging die Korrespondenz immer noch weiter, doch war es jetzt Swift, für den eine Heirat mit Jane, deren geistige Qualitäten ihm für eine Ehe ungenügend erschienen, nicht mehr in Frage kam. Er verlangte nach einer Frau, die gewillt war, sich seinen Lebensgewohnheiten anzupassen, seine Vormundschaft zu akzeptieren, seine Launen zu dulden, seine geistigen Interessen zu teilen, ohne ihn aber zum Gatten zu begehren. Diese Frau fand er in Esther Johnson, der Tochter von Sir William Temples Gutsverwalter. Sie war acht Jahre alt, als Swift ihr zum ersten Male begegnete, vierzehn Jahre jünger als er. Er nahm sich des vaterlosen Mädchens an, und sie erwies sich als eine eifrige, begabte Schülerin. Sie verstand platonische und epikuräische Philosophie und war imstande, auf Irrtümer in Hobbes materialistischer Lehre hinzuweisen. Zudem besaß sie in literarischen Dingen einen erstaunlich sicheren Geschmack. Auf Swifts Einladung hin übersiedelte sie mit ihrer Freundin Rebecca Dingley 1701 nach Dublin. Sie wurde seine vertrauteste Gesellschafterin, und an sie

schrieb er von London aus zwischen 1702 und 1714 jene seither berühmt gewordenen «Letters to Stella». 1708 lernte Swift in London Esther Vanhomrigh (Vanessa) kennen. Sie war einundzwanzigjährig, vaterlos und von zarter Gesundheit. Er schätzte sie als glänzende Unterhalterin, doch verursachte ihm ihre oft hemmungslose Aggressivität peinliches Unbehagen. Seine Ernennung zum Dekan von St. Patrick in Dublin bot ihm eine willkommene Gelegenheit, sich von Vanessa zu distanzieren. Sie fand aber neue Mittel, ihn an sich zu binden. Nach dem Tode ihrer Mutter in finanzielle und rechtliche Schwierigkeiten verstrickt, bat sie Swift um Hilfe, die er ihr, da er in solchen Dingen Bescheid wußte, gewährte. 1723, als fünfunddreißigjährige Frau, folgte sie ihm nach Dublin, wo sie ihn mit leidenschaftlichen Briefen bestürmte. Swift verharrete jedoch weiterhin in abweisender Zurückhaltung.

Die drei Frauen zeigen auffallende Ähnlichkeiten: Jane, Stella und Vanessa waren vaterlose, kränkliche junge Mädchen und in ähnlicher Weise hilfebedürftig wie Swift in seiner Jugend. Unwillkürlich übernahm er die Rolle eines väterlichen Vormunds, und es würde nicht verwundern, wenn er in ihnen

unbewußt Stellvertreterinnen seines eigenen jungen Selbst sowie Ersatz für die früh von ihm getrennte ältere Schwester gesucht und gefunden hätte. In der Gestalt des mütterlichen Riesenmädchens Glumalclitch glaubt Ehrenpreis den in träumerischer Spielerei entworfenen Archetypus von Swifts Frauenideal zu erkennen. Bedeutend jünger als Gulliver (Swift), aber vierzig Fuß hoch, sorgte sie für ihn auf Brobdingnag mit rührender Umsicht wie für ein Kleinkind, während er ihr eine väterliche Zuneigung entgegenbrachte. Vaterrolle, Identifikationsmöglichkeit, Ersatz für Mutter und Schwester, müssen demnach als maßgebende Faktoren in Swifts Beziehungen zu Frauen genannt werden.

Das Buch von Irvin Ehrenpreis verdient aus zwei Gründen Beachtung: Es unterzieht eine Reihe bisher als gesichert übernommene Ansichten einer sorgfältigen Prüfung und liefert interessante neue Ergebnisse über Fakten und Zusammenhänge in Swifts Leben und Werk. Gleichzeitig ist es aber auch ein Musterbeispiel einer im Geiste echter Wissenschaftlichkeit unternommenen und mit präziser Konzentration dargestellten kritischen Arbeit.

Kaspar Spinner

Der nackte Gott

Der amerikanische Romancier *Howard Fast*, ein Sohn des Volkes und Self-made-man, sympathisierte seit 1932 mit dem Kommunismus. Neun Jahre später trat er in die Partei ein, als seine ersten literarischen Erfolge in Amerika die größten Hoffnungen geweckt hatten. Er wurde bald zu dem von den Sowjets am meisten herausgestrichenen Schriftsteller. In Rußland und Ostdeutschland verkauften sich seine Werke zu Millionen; er bekam den Stalinpreis, kurz, er galt als repräsentativer Schriftsteller des Ostblocks, der jedoch pikanterweise in Amerika wohnte und amerikanischen Ursprungs war. Er

schüttert von Chruschtschews Bericht am XX. Parteikongreß der K. P. Rußlands, hat er unlängst mit dieser Vergangenheit gebrochen und zur Erklärung dieses aufsehenregenden Schritts einen Zeugenbericht geschrieben, *The naked God*, im Verlag F. A. Praeger, New York 1957, in welchem er die Hintergründe des schriftstellerischen Lebens in der kommunistischen Diktatur aufzeigt. Der Ausdruck «kommunistischer Diktatur» mag erstaunen, wenn von Amerika die Rede ist, doch die K. P. eines jeden (selbst freien) Landes ist eine Diktatur *in nuce*.

Es ist nicht das erste Mal, daß Schrift-

steller ihrem einst idealistischen Glauben an den Kommunismus abschwören und die Wahrheit dessen bloßstellen, was sie durch Wunschträume und Hoffnungen verschleiert gesehen hatten. Man erinnert sich an den Sammelband *Ein Gott, der keiner war* (Europa-Verlag, Zürich), in dem Silone, Gide, Köstler und Stephen Spender das Gesicht des Gottes ihrer Jugend aufdeckten und sein dämonisches Antlitz zeigten. Auch Fast demaskiert; er tut es in einer Form, die halb sachlicher, politischer Rechenschaftsbericht, halb langgezogene, poetisch inspirierte Klage ist. Dies formale Doppelgesicht gereicht der Aussage nicht immer zum Vorteil, denn es verleitet zu Wiederholungen und kompositorischen Schwächen, doch fördert es den unmittelbaren menschlichen Kontakt mit dem Leser.

Was Fast von der Organisation der kommunistischen Partei in den USA sagt, interessiert freilich nicht in erster Linie. Er mag diesbezüglich Tatsachen präzisieren, doch bringt er nichts Neues bei, denn die Methoden kommunistischer Organisation sind in allen Ländern die gleichen. Er fesselt uns mehr durch die Darstellung des Klimas der Lüge, der Denunziation, des Schreckens, das heute untrennbar vom Regime scheint. Er bringt dafür unwiderlegbare Beweise, wie erzwungene Geständnisse, Folterungen und die Hinrichtung von Schriftstellern, die ihre Freunde verteidigen wollten. Ein krasser Fall aufgezwungener Lüge verdient Erwähnung; es ist der des Schriftstellers Poloyow, der ihm ohne Einschränkung versicherte, sein Freund Kvito erfreue sich bester Gesundheit, sei glücklich und zufrieden, er lebe im gleichen Haus wie er, Poloyow, und entbiete seinen amerikanischen Genossen herzliche Grüße. In Tat und Wahrheit war Kvito schon vor Jahren hingerichtet worden.

In das gleiche Kapitel gehört, was Fast vom russischen Antisemitismus enthüllt. Er zitiert unter anderem den Fall des jüdischen Schriftstellers David Bergelson, der im Gefängnis «dem Knüppel und der Peitsche» ausgeliefert wurde, im Zusammenhang mit

dem erfundenen «Zionistenkomplott». Kein anderer Anklagepunkt wurde gegen ihn erhoben als der seiner Abstammung. Der Terror nahm dabei noch weitere Ausmaße an, denn er verschlang, wie Fast berichtet, auch einen Freund Bergelsons, den Schriftsteller Itzig Fefer, der, von seinem Gewissen getrieben, sich für den Freund höheren Orts einsetzte. Demgegenüber die Doppelzüngigkeit der offiziellen Parolen, sie ist es, die Fast Grauen einflößt. «Wo waren alle die, welche immer wieder und überall in der Welt Vorträge über die Ehre und die Integrität der Menschheit gehalten hatten? Wo waren die selbstgerechten Prediger der «Literaturnaja Gazeta»? Wo waren alle die ehrenwerten sowjetischen Schriftsteller, die Amerika immer als ein Land der Barbaren, kultur- und traditionslos, bezeichnet hatten?» Fragen, die ohne Antwort blieben.

Am fesselndsten sind indes die Kapitel, in denen Fast über das Verhältnis des Schriftstellers zur Partei spricht. Man hätte geglaubt, daß Fast, Aushängeschild der Literatur des Sowjetblocks, seit seiner Zugehörigkeit zur Partei ihr Liebling gewesen wäre. Nichts dergleichen. «Wenn der Leser sich vorstellt, der Eintritt in die Partei gebe Seelenfrieden oder Glück, so täuscht er sich», sind seine eigenen Worte. Wer sich ihr anschließt, verkauft seine Seele, in der Hoffnung, die Menschheit zu erlösen: «Wir (die Schriftsteller) hatten als Glaubensbekenntnis die edelsten Träume der Menschheit... wir nahmen die Herabwürdigung unserer Seelen hin, wir verrieten die Menschheit, und die K. P. wurde ein Instrument der Zerstörung... Gewiß macht sich die kommunistische Partei die marxistische Philosophie zu eigen, doch erstickt sie sie, korrumpiert und erniedrigt sie, wie sie alle erniedrigt, die ihr anhängen. Die Meister der Partei vertreten weder den Sozialismus noch Rußland, selbst nicht ihre eigene Partei. Sie sind vielmehr ihr Produkt. Es wäre ein Fehler und einer der schlimmsten, zu sagen, die Menschen der Sowjetunion hätten den Sozialismus aufgebaut...»

Die Enttäuschung, die Fast hier zum

Ausdruck bringt, hat ihren Ursprung in den Beziehungen zwischen Schriftsteller und Kommissär. Der Kommissär, wie er ihn auch in Amerika erlebt hat, ist der orthodox eingefahrene Denker, der Inquisitor, der letzte Zeuge der Hinrichtung. Er ist auch derjenige, der über ein Buch befindet, ohne dessen Einverständnis es nicht gelesen wird oder der Steinigung ausgesetzt ist. Man soll indes nicht denken, daß die Partei dem Schriftsteller befiehlt, was er zu schreiben habe. Dazu besitzen die Führer weder den nötigen Kopf noch die Schöpferkraft. Überdies wissen sie auch, daß sie auf diese Weise alle Inspiration verstummen machten. Es ist auch nicht so, daß jedes Manuskript vor dem Erscheinen der Zensur vorgelegt wird. Das geschieht zuweilen, ist aber nicht die Regel. Dem Schriftsteller kommt es vielmehr zu, gemäß dem Geist der Partei, d. h. der Parteilinie zu schreiben. Andernfalls wird er es bereuen. So hat jedes Buch von Fast, bevor es ihm internationale Lobsprüche einbrachte, kräftige Unannehmlichkeiten gekostet. Daß der im Roman «Clarkton» einen kommunistischen Iren nicht als Muster der Tugendhaftigkeit darstellte, wurde ihm als Vergehen angekreidet. Als er «My glorious brother» veröffentlichte, wurde er des jüdischen Nationalismus angeklagt. Denn wenn die Ausnützung des Nationalismus in der Regel als ein vorzügliches Mittel zur Zellenbildung angesehen wird, trifft das nicht für den jüdischen Nationalismus zu, den man nach sowjetischer Vorschrift unter keinem Vorwand preisen darf. «The proud and the free», ein historischer Roman der amerikanischen Revolution, trug seinem Autor den Vorwurf des Chauvinismus ein. Im Falle seines Stücks «30 Pieces of silver» wurde von ihm

unverblümt eine Änderung des dritten Akts verlangt, unter Androhung der Ausstoßung. In «Spartacus», seinem liebsten Werk, prangerte man an, daß er Varinia, die Frau des Spartakus, sich von Gracchus bewegen lasse, dem verächtlichen Vertreter der römischen Dekadenz.

Diese Schmerzensaufzählung verrät jedoch keinerlei Wehmut, kein Ressentiment den früheren Genossen gegenüber. Er sagt: «Richtig kenne ich nur die K. P. der USA, nie konnte ich in einer begrenzten Gruppe von Menschen soviel reine Seelen, soviel gute und freundliche Menschen, soviel Männer und Frauen von vollkommener Integrität antreffen.» Von einigen Profitlern abgesehen, war ihrer aller Uneigennützigkeit vollkommen, als ihnen darauf die Augen aufgingen, war die Verwirrung vollständig.

Diese nutzlose Ergebenheit, die vielfachen Leiden, lassen sie noch einer Hoffnung Raum? Fast bejaht es. Er sieht die Ausbreitung der sowjetischen Macht gebremst, denn die Partei erzeugt selbst den Virus, der sie lähmen wird. «Jeder kommunistische Schriftsteller, so linientreu er heute noch erscheinen kann, ist virtuell ein Zerstörer der Partei. Er wird nicht nur als Künstler entmannt, er wird implizite zum Feind der Partei.» —

Also wieder der Gedanke eines Aufstandes von innen heraus, von der Intelligentsia ausgehend, die schon dem Zarenhaus fatal geworden ist. Die Wahrscheinlichkeit, zu schweigen von der Erfolgsmöglichkeit eines solchen Unternehmens, kann jetzt nicht abgeschätzt werden; zu ihrer Begründung trägt Howard Fast's Bericht vom nackten Gott vieles bei.

Annie Brierre